

Dafür war keine Zeit

»Zwei Stunden Unterricht nach Plan, danach Ausgabe der Zeugnisse durch die KlassenlehrerInnen. Dienstbesprechung ab 10 Uhr.« So oder ähnlich steht es zu jedem Schuljahresende im Mitteilungsbuch des Gymnasiums, an dem ich Religionsunterricht erteile. Als Schulpastorin habe ich keine eigene Klasse zu betreuen, fühle mich daher etwas überflüssig, als meine KollegInnen mit ihren Zeugnismappen davoneilen. Plötzlich habe ich Zeit, mein Fach aufzuräumen, Bücher in die Bibliothek zurückzutragen, Kaffeetassen wegzustellen, ohne daß jemand etwas von mir wissen, haben oder hören will. Geruhsam schaue ich aus dem Fenster, sehe die surfbrettbeladenen Autos der Eltern vor dem Schultor ankommen. Bald sind die Zeugnisse verteilt, Mahnungen und gute Ratschläge dazu. Die Kinder und Jugendlichen haben es eilig, ihre Schule zu verlassen. Die Elternautos wenden und fahren davon. Wir Lehrenden bleiben noch, dienstbeflissen wie wir sind, und haben dadurch Gelegenheit, gute Wünsche für die Ferien auszutauschen. Dann ist auch für uns das Schuljahr 1992/93 zu Ende.

Ich steige ins Auto und fahre aus der Stadt hinaus. Die Gerste steht hoch, aber ist noch nicht reif. Es ist noch früh im Jahr. Das zweite Schulhalbjahr war kurz, zu kurz für eine Projektwoche, zu kurz für ein Sportfest, zu kurz für Wanderungen und Radtouren, zu kurz für das sonst obligatorische Bibelquiz, zu kurz für eine ökumenische Prozession oder einen Gottesdienst im Freien. Die Zeit wurde gebraucht fürs Abitur, für Klausuren und Klassenarbeiten, für Korrekturen und Zensurenbesprechungen.

Im Nachhinein ärgert mich, daß ich mich habe einspannen lassen in dieses Gefühl, keine Zeit zu haben. Gerade weil wir so viel sitzen, lesen, lernen, schreiben und Fehler suchen mußten, hätte es uns gut getan, zwischendurch übers Gras zu laufen, Sonnenluft zu atmen, in den Himmel zu schauen oder darüber nachzudenken, warum wir tagtäglich in die Schule gehen. Aber da waren die Meldungen über zu viel von dem einen Ozon unten und zu wenig von dem anderen oben, sie nahmen uns den Atem, den Schwung und die Lust auf freie Zeit. Die Nachrichten über deutschen Fremdenhaß hielten uns beklommen und pflichterfüllend bei der Arbeit fest. –

Zu Hause angekommen, stelle ich meine Schultasche neben die Stapel von Büchern und Papieren in meinem Zimmer. Seit den Oster-

ferien habe ich nicht mehr aufgeräumt. Zeitungsausschnitte mit aktuellen Kommentaren sind über Bibelkunde- und Kirchengeschichtsmaterialien gerutscht. Meine Bildersammlung zum Thema »Freundschaft und Liebe« blieb unbenutzt. Dafür war keine Zeit. Aber wir haben biblische Nomadengeschichten gelesen und Berichte über Frauen und Männer, die obdachlos mit Jesus durchs galiläische Bergland zogen. Es war Zeit für das Studium biblischer Gesetzestexte zum Umgang mit Fremden im antiken Israel. Es war Zeit, türkische und afrikanische Gedichte zu hören. Es war Zeit, die Klagepsalmen und das Vaterunser wahrzunehmen, zu verändern oder neu zu schreiben. Ich hefte sorgfältig zusammen, was dabei gedichtet, komponiert und gezeichnet wurde.

Was diesmal nicht in die Zeit paßte, Franz von Assisi, Jesaja und die Fotos von jungen und alten Liebespaaren, lasse ich griffbereit liegen, fürs nächste Schuljahr – vielleicht. Und die Presseberichte über deutschen Fremdenhaß? Es widerstrebt mir, sie unter dem Buchstaben F zwischen Materialien zu den Themen »Frauen« und »Frieden« einzuordnen. Es irritiert mich, daß ich nicht weiß, wie das weitergehen wird mit Rechtsextremismus und Fundamentalismus. Ich war sehr vorsichtig beim Reden, hatte keine Analysen parat, ließ viele Fragen offen. Das war kein didaktischer Trick.

Der Umgang mit Ereignissen der Vergangenheit ist mir vertrauter als der mit Gegenwärtigem; nicht nur deshalb, weil ich von Verganzenem meistens weiß, wie es weiterging, und daraus gelegentlich Weisheit schöpfen kann. Meine Vorliebe für Geschichte hängt auch damit zusammen, wie Schule und Theologie sich definieren. Die heutigen Gymnasien sind, wie vor 30 Jahren, als ich selbst die Schulbank verließ, Traditionsschulen. Sie wollen Kinder und Jugendliche in die Auseinandersetzung mit der Kultur ihrer Ahnen verwickeln und mit den naturwissenschaftlichen Erkenntnissen vertraut machen, die vor vielen Jahren zum Stand der gegenwärtigen Technik und Wirtschaft geführt haben. Die abendländisch-christliche Theologie paßt gut in dieses Schulkonzept. Auch sie befragt mit Vorliebe die Quellen aus dem Anfang unserer Zeitrechnung, um die Gegenwart zu erhellen. Beobachte ich aber die Kinder des 7. und 8. Jahrgangs, merke ich, daß sie mir mit ihrem Verstand halb belustigt, halb gespannt in die verschiedenen Jahrhunderte der Theologie- und Sozialgeschichte folgen und auch lernen, was sie sollen, daß sie selbst aber ganz in der Gegenwart leben. Die Personen, Erfahrungen und Erfindungen der Geschichte bleiben für sie ein ungestaltetes Durcheinander von Einzelheiten, solange diese nicht direkt in ihr kindliches Leben fallen und mit ihnen ins Gespräch kommen. Oft gelingen solche Verknüpfungen ja, und die Erfahrungen der Alten beginnen zu sprechen, aber ich frage mich doch, ob diese gegenwärtigen Schulkinder sich nicht auch manchmal wundern, wieso Bedeutsames vor allem früher passierte und warum große Menschen heute rar sind. –

Ich werde die Zeitungsdokumente der Gegenwart nicht erst alt werden lassen, ehe ich daraus eine Unterrichtseinheit mache. Aber Platz schaffen will ich wenigstens daneben und drumherum, denn das Schuljahresende ist für mich bei aller Erschöpfung und Irritation auch die Zeit fürs Zurückschauen und Ordnen. Ich loche meine

Arbeitspläne und Stundenvorbereitungen, aber schau sie noch einmal an, ehe ich sie abhefte. Es gab auch in diesem besonderen Jahr einiges, was in allen anderen Schuljahren genauso ist:

Am Anfang war Zeit zum Kennenlernen von neuen Menschen, Büchern und Themen. Schülerinnen und Schüler waren neugierig. Wir Lehrenden hatten in den Ferien unsere pädagogische Phantasie und die Lust am Unterrichtsfach wiedergewonnen. Wir hatten Neues gelesen, gesehen, bedacht. So wurde in den ersten Schulmonaten viel Überraschendes, Spannendes gelernt und erarbeitet; meist noch unbelastet vom Klausuren- und Zensuredruck. Neben der Arbeit an frisch entdeckten Seitenthemen war Platz für theologisch Zentrales.

Die ersten Monate waren aber auch eine Zeit der sozialen Konflikte in den neuen Lerngruppen. Die Religionsstunden konnten hier und da helfen, in aller Ruhe zu reden, zu streiten und Sitzordnungen auszuprobieren. Vieles an Wut und Unterdrückung, an Spott und Albernheit brach in meinen Stunden hervor, obwohl der Anlaß dafür ganz woanders lag. Für Schüler und Schülerinnen sind die Religionsstunden auch eine Zeit, in der sie herauslassen können, was sie anderswo wortlos geschluckt haben.

Nach den Herbstferien waren die offenen »Klassenkämpfe« ausgekämpft, oder sie wurden weniger hörbar in den hinteren Reihen, nur noch in den Pausen oder auf der Sachebene ausgetragen. Nun hätte eine zweite arbeitsame Phase folgen können. Aber neben den Klassenarbeiten und Klausuren warfen Reformationstag und 9. November, Toten- und Bußtage, Advent und Weihnachten ihre Schatten und Lichter in den religionspädagogischen Alltag. Wir nahmen uns Zeit für Erkundungsgänge in der Stadt, besuchten katholische und evangelische Kirchen, den Synagogenplatz und den jüdischen Friedhof. Wir bewunderten im strömenden Regen den Schmuck auf christlichen Gräbern. Wir zündeten im Klassenraum Kerzen an, sangen adventliche Lieder und kochten Tee. So verging die Zeit vor Weihnachten wie im Fluge. Und in den letzten Schultagen vor den Ferien türmten sich die trotzdem geschriebenen Klassenarbeiten auf meinem Schreibtisch: Ferienarbeit.

Der Unterricht im Januar war angefüllt mit Last-Minute-Referaten, mit nachzuschreibenden Klassenarbeiten und beziehungsgefährdenden Notenbesprechungen. Kalender und Kasualien hatten mich aus dem schulischen Rhythmus gebracht. Wie immer wußte ich keinen anderen Rat, als im Februar und März meinen Unterricht dann straff, zügig und stoffbezogen zu gestalten, nachzuholen, was ich, versäumt zu haben glaubte. ReferendarInnen und PraktikantInnen mit ihren sonst willkommenen Ideen störten jetzt eher. So verging die Zeit bis zu den Osterferien gleichmäßig, arbeitsam, lehrplanfreundlich. Gedanken zum Karneval, die kursorische Lektüre der

Passionsgeschichte und Gespräche über Aktuelles hatten sich in die allgemeine Strebsamkeit einzufügen. Themen für Klassenarbeiten und Klausuren ergaben sich wie von allein. –

Nach den Osterferien ist es mir diesmal nicht gelungen, eine Situation herzustellen, in der die Schüler und Schülerinnen rückblickend und versammelnd das Gelernte hätten bedenken können. Das ist anders, wenn die Sommerferien später beginnen. Religiöses Lernen und Verstehen braucht seine Zeit. Und es ist ein langwieriger Prozeß, für das eigenständige Reden von den wichtigen Dingen des Glaubens eine passende Sprache zu finden. – Ich hebe meine unerfüllten Unterrichtspläne vom Schuljahr 1992/93 auf; ich versehe sie mit kritischen Notizen, doch werde sie nie einfach wiederholend nutzen können.

Mein Stundenplan fällt mir beim Aufräumen in die Hände. Er war sehr ungünstig: viele Springstunden und am Freitag nur eine einzige Unterrichtsstunde. Mir fehlte der freie Wochentag, um in der Bibliothek zu arbeiten oder auf Mediensuche zu gehen. Ich kann nicht jahrelang von bewährtem Wissen und erprobten Texten, Bildern oder Filmen zehren, sondern möchte mich auch in neue Fachbereiche und Perspektiven einarbeiten. Ich möchte meine religionspädagogischen Erfahrungen reflektieren und mit dem vergleichen, was andere schreiben. Ich möchte wissen, was in den Hochschulen theologisch gearbeitet wird. Für all das blieb zu wenig Zeit.

Die vielen Springstunden hielten mich länger in der Schule fest, als mir lieb war. Aber sie zwangen mich zur Muße zwischen den Unterrichtsstunden. Ich hatte Zeit für Gespräche im LehrerInnenzimmer, lernte den Schulgarten kennen und die SchülerInnencafeteria lieben. Die Springstunden haben verhindert, daß ich in den letzten Schulstunden genauso erschöpft und genervt war wie die Schülerinnen und Schüler, die ich unterrichtete. Aber ich verlor das Gefühl für die Strapazen des normalen Schulvormittags.

Wie anstrengend und verwirrend ist das, was wir Lehrenden innerhalb von sechs Schulstunden den Lernenden zumuten. Die Pausen zwischen den Stunden bieten den Kindern und Jugendlichen ja keinen Raum, Gehörtes, Gelesenes, Gelerntes in Ruhe zu bedenken und sich aufs nächste Fach einzustellen. Vielmehr sind die unterrichtsfreien fünf oder fünfzehn Minuten angefüllt mit Kommunikation und Aggression und dem Abschreiben nicht erledigter Hausaufgaben. Eigentlich müßte jede Religionsstunde mit einer gesprächsweisen, spielerischen oder meditativen Aufnahme dieser Situation beginnen. Aber dafür nehme ich mir nur im Notfall Zeit. Meist beginne ich meinen Unterricht mit einer zügigen Hinführung zum Thema, lenke also von den Pausenerlebnissen ab, anstatt sie aufzunehmen. Ich habe Angst, sonst nicht »zur Sache« zu kommen. Aber was ist denn die »Sache« meines Unterrichts, wenn nicht das, was Kinder und Jugendliche beschäftigt?

Oft wünsche ich mir darum längere Schulstunden. In Doppelstunden reagiere ich auf soziale Bedürfnisse offener. Aus gelegentlichen Projektwochen kenne ich das

Vergnügen, ganze Schulvormittage mit einer Gruppe bei eigenen und religiösen Themen zu verweilen. Und doch schätze ich dies eher als Ausnahmesituation. Gerade wenn es »dicht«, das heißt, religiös, persönlich, kreativ zugeht, empfinde ich das Ende der Stunde auch als notwendige Entlastung. Das Klingeln befreit von zu großer Nähe oder bedrängender Ergriffenheit. »Meine« Schülerinnen und Schüler können sich von mir lösen, und auch ich bin sie los – bis zur nächsten Religionsstunde. Die Zeitbegrenzung bewahrt vor unseliger Verklettung und Inanspruchnahme, erhält uns unsere Autonomie. Und der Stundenplan mit den verlässlichen zwei Religionsstunden in der Woche verspricht das Wiederanknüpfen in absehbarer Zeit.

Unter dem Stundenplan kommt die Adressenliste meiner Kolleginnen und Kollegen zum Vorschein. Mein Blick hakt sich an einigen Namen fest: Mit W. wie Waltraud oder Wolfgang habe ich nicht zuende gestritten. Von M. wie Martina oder Michael wollte ich noch hören, wie das Unterrichten mit meinen Materialien geklappt hat. Mit A. wie Arno oder Annette hätte ich mich gern für einen Spaziergang in den Ferien verabredet. – Ja, diese Schulfreundschaften: während der Schulzeit eng, alltäglich, verlässlich, unausweichlich und dann plötzlich durch die schulfreie Zeit unterbrochen! Ich spüre dabei nicht nur Wehmut, sondern auch Erleichterung. Durch die zeitliche Begrenztheit unserer Beziehungen bleiben wir neugierig und ungebunden.

Noch etwas fällt mir beim Blick in die LehrerInnenliste auf: Unsere Fachgruppe Religion fand keine Zeit für einen Ausflug, keine Zeit für gemeinsame theologische Reflexion, keine Zeit für die Besprechung von Abituraufgaben, wenig Zeit für den Austausch von Unterrichtsmaterial. Verbirgt sich hinter der Unmöglichkeit, Termine zu finden, auch eine neue, noch diffuse Unlust an gemeinschaftlicher Arbeit? Sind wir einzelgängerisch geworden? Strengt uns das vormittägliche Reden und Zuhören so sehr an, daß wir uns nicht mehr nach Gesprächen am Abend sehnen? Ist das Gefühl von Solidarität in schul- und gesellschaftspolitischen Fragen verlorengegangen? – Nur für eine Weile lassen sich tiefergehende Defizite mit dem »Mangel an Zeit« verhüllen. Wir werden über uns selbst nachdenken müssen.

Zuletzt schaue ich mir die Listen der SchülerInnenennamen an. Einige Telefonnummern sind rot unterstrichen. B. wird die Ferienzeit gut tun. Von J. hätte ich gern gewußt, wie der Streit mit den Eltern ausgegangen ist. Mit C. konnte ich nicht mehr über die schlechte Zensur im Fach Religion sprechen. G. hat die letzten vier Religionsstunden geschwänzt. – Nein, ich telefoniere jetzt nicht! Der nächste Schultag findet zuverlässig am 2. August statt.

»Bestimme eine Zeit für den Unterricht, gib Deinen Schülern eine bestimmte Zeit für das Kommen und Weggehen.« Das hat mir eine jüdische Lehrerin gesagt; ihre Weisheit stammt aus dem Talmud. Der erste Teil der Regel ist auch mir vertraut. Die Arbeit pünktlich in Gang zu setzen, die einzelnen Unterrichtsschritte sorgfältig zu planen und zu beobachten, den Verlauf und das Gelingen meiner Stunden zu verantworten, das habe ich in meinem didaktischen Re-

pertoire. Aber den zweiten Teil der Regel muß ich für mich immer neu buchstabieren: weggehen lassen und selber weggehen zu einer bestimmten Zeit.

Dr. *Frauke Büchner*, Pastorin, ist Studienleiterin am Religionspädagogischen Institut von Sachsen-Anhalt in Naumburg.